

# Lese-Proben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 8

PDF erstellt am: **09.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Barbar und Römer.

**Felix Möschlin: Barbar und Römer. Roman. 348 S. A. Franke A.-G., Bern, gebd. 8.20.**

Dieses prächtige und frisch geschriebene Buch sieht von außen wie ein Roman aus, und auf dem Deckblatt steht auch Roman. Felix Möschlin hat dazu eine Geschichte erdichtet, die spannend ist, tragisch ausgeht und in der sogar drei verliebte weibliche Wesen vorkommen und ein kaltblütiger Junggeselle. Und doch ist es kein rechter Roman, und die nicht gerade wahrscheinliche Geschichte bildet eigentlich nur nebenbei die Staffage. Es ist mehr ein politisches Buch, führt uns in das neue faszistische Italien und dreht sich vielfach um Mussolini, der im vertraulichen Gespräche den Decknamen „Johansson“ trägt. Ein Zeitungsschreiber, Dr. Martin, wird von seiner Regierung — gemeint ist wohl die Schweiz — im Jahre 1928 zu einem jener modernen internationalen Kongresse nach Rom abgeordnet, bei denen unendlich viel Papier verbraucht, unendlich viel geredet wird und unendlich wenig herauskommt. Er folgt ohne große Begeisterung dem Rufe, hat für seine wirtschaftlichen Projekte, die sich auf die Hebung der Landwirtschaft beziehen, weit mehr Interesse als für das ihm unbekanntes Rom und für das Getue auf einem internationalen Kongress. In köstlicher Weise wird daselbe persifliert. Als guter Demokrat weiß er ja, daß jetzt in Italien ein geknechtetes, jeder Freiheit beraubtes Volk wohnt, daß der Duce ein Tyrann ist, der eines Tages geattentatet werden muß, und daß es überall von Spionen wimmelt, vor denen man sich hüten soll. Nun kommt er in das Land, findet alles ganz anders, als er es in den Zeitungen gelesen hat. Es herrscht Ordnung, die Menschen sind vergnügt und begeistert und gerade auf seinem Lieblingsgebiete der Bodenverbesserung bewundert er die

gewaltigen Leistungen Mussolinis. Dieser imponiert ihm mächtig, als er an dem Kongresse redet. Das versetzt das Demokraten-Gemüt des doktrinären und etwas unpraktischen Dr. Martin, des Barbar, in schwere Seelenkämpfe. Soll er den Tyrannen, der sich von einer Leibgarde mit Dolchen im Gürtel bewachen läßt, ermorden oder nicht? Als richtiger Theoretiker bejaht er diese Frage, beschließt die Tat, welche der Weltgeschichte eine andere Wendung und ihm ewigen Ruhm bringen soll. Aber im gegebenen Augenblick versagt der Heldennut und die Pistole war überdies nicht zur Hand. Sie war im Zimmer liegen geblieben!

Möschlin karriert so in dem Buche — m. E. — in treffender Weise unser modernes Zweiseelentum. Da wir alles wissen und alles begreifen wollen, so haben wir für jede Ansicht auch die Gründe der gegenteiligen Meinung bereit und so kommen wir nicht über die Zwiespältigkeit hinaus. Es fehlt uns der einheitliche Maßstab, mit dem wir Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden können. Das Buch ist sehr unterhaltend geschrieben und wer Rom kennt, das auch diesem Dr. Martin etwas von seiner Größe zeigt, wird zahlreiche Erinnerungen auffrischen können. An guten „Glossen“ fehlt es auch nicht. Ich will zum Schlusse eine anführen, die in manche Redaktionsstube hineinleuchtet. Es heißt da: „Ein Redaktor ist ein armer Teufel, der geplagteste Mann, den es auf Gottes Erdboden gibt. Abhängig von Mitarbeitern, die das Blaue vom Himmel herunterlügen, ohne daß er es nachkontrollieren kann.“ Wer denkt da nicht an so vieles, was uns jeden Morgen aus allen Hauptstädten Europas als Neuigkeit von gestern Abend vorgelesen wird?

Christian Bebel.

## Lese-Proben

Nachdem die Zahl schweizerischer Zeitschriften mit geistigen Ansprüchen sich weiter verringert — die „Neue Schweizer Rundschau“, ehemals „Wissen und Leben“, stellt u. a. auf Neujahr ihr Erscheinen ein —, halten wir es für unsere Pflicht, in unsern Hefen auch der schönen Literatur etwas mehr Raum

zu gewähren. Vor allem soll in diesem neuen Abschnitt unsern schweizerischen Schriftstellern, Dramatikern, Lyrikern, Essayisten u. s. w. Gelegenheit geboten sein, mit „Leje=Proben“ aus ihren Werken vor eine weitere Öffentlichkeit zu treten.

Die Schriftleitung.

## Heinrich Hanselmann: Jakob, Sein Er und sein Ich.

(Heinrich Hanselmann: Jakobli, Aus einem Bublein werden zwei, und: Jakob, Sein Er und sein Ich; Ein Entwicklungsroman; Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich, 1931.)

„Ich weiß, wie es ist. Für meine Eltern bin ich der brave Jakob. Ich mache ihn auch vor allen andern Leuten, vor dem Herrn Meyer, vor dem Herrn Frey. Aber ich habe ein Inwendiges. Ich denke fast immer etwas anderes, wenn ich für mich allein bin. Aber ich bin inwendig auch anders, wenn ich bei der Mutter, beim Vater, in der Schule oder beim Götti bin.“

„Und ist das Inwendige nicht brav? Bist du auch vor mir verstellt?“ Es war mehr Verwunderung als Frage.

„Meine Mutter hat nicht gern, wenn ich zu dir gehe, das weißt du. Aber sie hat auch Heimlichkeiten vor dem Vater, vor Herrn Frey. Sie meint, jetzt sei ich noch ein kleiner Bub, aber ich bin viel größer, als ihr alle es euch denkt. Laßt mich nur machen.“

„Hast du auch vor mir Heimlichkeiten?“ fragte Kathri. Ich fuhr fort:

„Ich habe dich ganz in meinem Inwendigen gern. Ich möchte dich vieles fragen, aber ich kann es nicht sagen, nicht herausbringen. Ich schäme mich. Aber ich denke viel an dich.“

„Seit wann ist es so mit dir, so zweiteilig?“ Kathri flüsterte nur noch.

„Schon sehr lange. Es ist nur immer deutlicher geworden. Ich merke wohl, daß viele andere auch doppelt sind, . . . sie tun freundlich nach außen, inwendig sind sie das Gegenteil. Sie flattieren dem Herrn Frey und wenn er weg ist, schimpfen sie über ihn. Du bist nicht so, Kathri.“

„Nein, so bin ich nicht. Ich sage und tue, was ich muß. Oder doch nicht? Ich habe deine Mutter sehr gern. Sie ist eine so kluge Frau und will alles recht machen. Aber sie meint, viel Geld zu haben sei das beste. Das ist nicht wahr! Sie will alles tun für dich. Du sollst vorwärts kommen. Ich will es ihr noch einmal sagen, daß sie falsch denkt!“

„Dann ist alles aus, Kathri! Aber ich werde dich doch gern haben, ob du es erlaubst oder nicht. Ich werde dann ganz allein sein! Ich habe keinen Freund für das Inwendige, nur so für äußerliche Sachen. Sekretärs Anna will mich zum Freund haben, aber ich mag sie nicht.“ In mir stichelte es: Sag doch warum! Aber ich gab nicht nach. Wir schwiegen lange. —

„Ich kann gut ein doppelter Bub sein. Daheim und in der Schule bin ich brav, der Jakob, bei dir der Giacomo!“ Diese Erkenntnis kam wieder neu wie ein großes, helles Licht in mir auf und tröstete mich tief inwendig. (Aus „Jakob“, S. 118/119.)

## Jakob Schaffner: Ihr Glück / ihr Elend.

(Jakob Schaffner: Ihr Glück / ihr Elend, Drei Frauenromane; Paul Hölzner Verlag, Berlin, 1931.)

Es ist Abend geworden. Die Sonne steht glühendrot am Himmel und schleudert ihr Feuer wie Blut an die Decke der Zelle. Das Kind schläft. Da klirren Schlüssel vor der Tür. Sie fährt leicht zusammen, wie aus einer glücklichen höheren Wirklichkeit aufgeschreckt, merkt, daß sie die Bluse nach dem Stillen des Kindes noch nicht geschlossen hat, und wie damals zieht sie sie leise schauernd über der Brust zu. Gleichzeitig nimmt ihr Gehör den Gesang einer Amsel über ihrem Fenster wahr, und in der Ferne zieht irgendeine Musik im Marschtempo dahin. Visionär sieht sie wehende Fahnen und das Blitzen der Blechinstrumente, und ein wild anrennendes

Gefühl von Sehnsucht wird nur von der Mauer von Mutterengeln aufgefangen, die sie seit der Anwesenheit des Kindes auf der Erde wachend umstehen. Grund zur Wachsamkeit ist genug da. Wie die Tür aufgeht, erscheint darin die schmale, schwarze Figur des Priesters. Die Wärterin tut hinter ihm her einen langen, sprechenden Blick und zieht sich zurück. Sonst war sie regelmäßig mit eingetreten und hatte die Abenderbauung gläubig mitgenossen. Es handelt sich also heute um etwas anderes. Auch der Geistliche hat einen fremden Ausdruck, und in seiner Haltung kündigt sich strenger und zugleich verlegener jenes Ungeheure an, das immer störend in ihr eigentliches Leben eingreifen will.

Yvonne will ein wenig erschrecken, aber da niest das Kind. Es zieht eine Grimasse, holt Luft ein, bringt zitternd die blauen Fäustchen vors Gesicht und zischt so herzlich und entschlossen wie eine Kaze, daß die Mutter leise lachen muß.

„Ist er nicht süß, Hochwürden? Segnen sie ihn. Segnen Sie noch, so oft Sie können. Bald hat er ja keine Mutter mehr —!“

Auch jetzt lächelt sie noch, und ihr Blick steht darüber mit einer Mutterhoheit wie der Abendstern über der Wolkenröte. Das Ungeheure wird noch strenger und verlegener. Was Mutterhoheit! Was Wolkenröte! Wer achtet noch darauf. Viel Beten und Beichten beginnt jetzt. Sie soll zubereitet werden. Nun, wie Gott will. Geduldig macht sie alles mit, und während sie die Generalbeichte ablegt, stirbt langsam das Abendlicht am Himmel aus, verstummen die Geräusche des holden Tages, zieht ein wehendes, jenseitig kühles Schweigen herauf — das Schweigen der letzten Dinge —, und genießt sie noch einmal und immer wieder, was einst gewesen ist. Wie gewisse große, dunkelgoldene, köstliche Weine voll Feuer und Trauer gleitet ihr abgeklärtes Ginst über die Lippen, das ewig sein wird. Jene Weine hat sie nie kennen gelernt, aber vom Glück weiß sie zu sagen, daß der Geistliche mehr als einmal errötet. Das Kind hat sie schlafen gelegt. Da liegt es mit den Fäustchen vor der kleinen Kaze, mit hochjinnigen Augenbogen und flugbereiten Brauen. Ja, so lagen sie auch bei ihm, die Brauen. Immer sieht sie jetzt das Kind an, während ihre starken, guten Lippen träumerisch von Vergangenen reden.

In der Zelle wird das Licht grau. Es sicht sie mit Kummer und Unruhe an, aber sie verstärkt das Leuchten in sich selber, und schließlich füllt sie den ganzen Raum mit ihrer Flamme. Im Hof arbeiten sie inzwischen an dem Blutgerüst. Sie machen so wenig als möglich Lärm. Hämmern ist nicht nötig. Alles ist abgepaßt und auf Transport eingerichtet. Aber hier und da fällt ein Schraubenschlüssel auf das Steinpflaster, und ohne ein Wort geht es auch nicht ab. Es ist ein unheimlicher Klang von Geschäftigkeit in dem sonst so stummen Abgrund, den sie alle hassen und den sie lieben, weil sie durch ihn miteinander zusammenhängen. — — (Aus der Erzählung „Yvonne Veleu“, S. 116/118.)

## Max Liehburg: Schach um Europa.

(Max Liehburg: Schach um Europa, Europäisches Drama: Verlag Orell Füssli, Zürich, 1931.)

Bubenberg: Wenn Eure Hoheit jeden kleinsten Akt  
 Von primitivster Souveränität,  
 Die Bern um jeden Preis für sich verlangt,  
 Gleich als politische Erpressung deutet,  
 So weiß ich nicht, wo das noch enden soll.  
 Wir haben immer wiederholt, daß Bern  
 Am Länderbund, wie Hoheit ihn erstreben,  
 Nur unter der Bedingung sich beteiligt,  
 Daß jedem Volk die Souveränität,  
 Sein Selbstbestimmungsrecht erhalten bleibt.  
 Bern kann, das sei betont, Europa nur  
 Als freie Föderation sich denken.  
 Drum reklamieren wir das Recht für uns,  
 Die Ansicht Frankreichs jederzeit zu hören,  
 So wie sie Diesbach heut im Rat vertritt —!

- Karl:** Ja Teufel denn, ist Bern ein Krämerladen?  
Verkauft man Staatsinteressen guldenweis?  
Sieht denn kein Mensch, daß Ludwig ganz Europa  
Mit seiner Staatsidee zugrunde richtet?  
Es wird ja nachgerade fürchterlich,  
Wie Bern herpendelt zwischen Frankreich und  
Burgund, dem Reich, just wies der Vorteil bringt.  
Es hat doch einer auf der Welt nur recht,  
Und drei sind doch nicht einer! Jrgendwo  
Liegt doch allein die kommende Idee —!
- Bubenberg:** Hoheit, so weit ich unterrichtet bin,  
Ist's ein Naturgesetz, daß stets der Starke  
Von selbst die Schwachen gegen sich gruppiert.  
Und da von Frankreich nichts zu fürchten ist,  
Indes, so sagt man, alles von Burgund —!
- Karl (wirft den Vertrag hin):** So mag die Feigheit mit der Feigheit gehn!  
Ich kann nicht meine Zeit mit Bern verträdeln!  
Da euch so jeder Sinn fürs Große mangelt,  
So bar seid jeder höhern Einstellung,  
Unfähig, im Zusammenhang zu denken,  
Nichts gelten läßt als eueren kleinen Vorteil,  
Nur denkt an Sicherstellung, Sicherung,  
Aus jeder Mitverantwortung euch drückt,  
Nur euch seht, immer euch Europa preisgibt,  
Nicht Ein- noch Unterordnung kennt, allein  
Im Rebellen groß —!
- Bubenberg:** Beweise, Sire!
- Karl:** Rebellen gegen Habsburg, euren Herrn —!
- Bubenberg:** Wir haben einen Herrn nur: Reich und Kaiser!
- Karl:** Dem ihr die Treue brachtet —!
- Bubenberg:** Nur aus Treue!
- Karl:** Des Reiches Ordnung sprengtet —!
- Bubenberg:** Nur aus Ordnung!
- Karl:** Zu Herren aufwarft —!
- Bubenberg:** Weil der Herr versagte!
- Karl:** Kein Recht erkennt —!
- Bubenberg:** Weil unser Recht mißachtet!  
Nicht wir, man rebelliert an uns! Rein, Sire,  
Mit Vorurteilen kommen wir nicht weiter!  
Wenn Sire so trefflich unsre Kleine schildert  
Will ich einmal von unsrer Größe reden:  
Es hält mein Volk den Schlüssel Nord und Süd  
Und West und Ost. Nur wenn mein Volk es will,  
Es dreht der Berge Riesendoppeltor.  
Dies klar mit scharfem Herrscherblick erkennend  
Und dessen Wichtigkeit fürs ganze Reich,  
Gab Kaiser Karl der Große uns den Auftrag:  
„Wahrt mir den Schlüssel für das ganze Reich.  
Daß er nicht Einzelmächten, Einzelkräften,  
Daß er dem Ganzen, der Gesamtheit diene.  
Und daß der Auftrag euch gelingen mag,  
Schaff ich allein dem Reich euch untertan.“  
Und zog das Reichs-Emblem in unser Wappen,  
Europens weißes Kreuz ins rote Feld.  
Dies meines Volkes Recht und heiliger Auftrag,  
Den wir für alle gegen alle halten.  
Doch Habsburg, da es selber Kaiser ward,  
Wollt uns in seine Hausmacht einbeziehen,  
Den Schlüssel in die eigne Tasche stecken,  
Da schlugen Habsburg wir in Reiches Namen!

Denn unsrer Freiheit ganzer Sinn ist Treue,  
 Treue am Reich des Abends, Sire! Und Ihr,  
 Der unser Heilig Abendländisch Reich,  
 Ein zweiter Karl, neu fassen, formen will,  
 O blutige Ironie! o Treppenwitz!  
 Schmäht uns Rebellen ob der Treu zum Reich,  
 Schmäht uns der Kurzsicht ob der Übersicht,  
 Schmäht uns der Feigheit ob dem Mannesmut —!

# Aus Zeit und Streit

## Wahnsinn der Weltwirtschaft.

„Reichskanzler Brüning rechnet für den Winter mit 7 Millionen Arbeitslosen in Deutschland als Minimum. Es bleibt zu befürchten, daß dieses Minimum noch sehr niedrig angelegt ist, denn: wohin wir schauen, werden Betriebe eingeschränkt, Angestellte entlassen, Personal abgebaut. Hunderttausende von Familienhaushalten, kleine Beamte, Handwerker und Pensionäre, deren Einkünfte beschnitten werden, sind längst zur Margarine- und Fleischwirtschaft der letzten Kriegsjahre zurückgekehrt. In den Reihen der Studentenschaft sehen wir fast durchweg unterernährte Gesichter. Deutschland hungert — und wir stehen, um noch ein Wort Brüning's zu gebrauchen, vor dem härtesten Winter, den Europa seit hundert Jahren erlebt hat.

Was geschieht in der anderen Welt?

Frankreich hat den größten Goldschatz der Erde aufgespeichert und bestimmt damit entscheidend alle politischen Entscheidungen des Erdballs.

Englands Wirtschaft schrumpft zusammen, da die Weltmärkte China und Indien immer mehr verloren gehen und das französische Gold die Londoner Börse erschüttert.

Amerika schleppt sich mit einer Arbeitslosenziffer, die der deutschen bedenklich nahesteht. Henry Ford hat seinen Detroit Betrieb stillgelegt. Ernstlich erwägen die Wirtschaftsführer der U. S. A. die Einführung der Fünftage-Arbeitswoche.

Was geschieht noch in der Welt?

Wir haben erst im Septemberheft unter der Überschrift „Hohn auf Hungernot und Glend“ darauf hingewiesen, wie man wertvolle Bodenschätze vernichtet hat, um die Preise auf dem Weltmarkt künstlich zu halten. Dasselbe

Schauspiel wiederholt sich in diesem Jahre nach einem kürzlich veröffentlichten Berichte:

Die vierzehn baumwollerzeugenden Staaten der Vereinigten Staaten haben sich entschlossen, ein Drittel der diesjährigen Ernte vernichten zu lassen. Auf 15,6 Millionen Ballen wird die Baumwollernte 1931 geschätzt. Dazu kommen rund 9 Millionen noch lagernde alte Vorräte, so daß an 25 Millionen Ballen abgesetzt werden müßten. Der mögliche Jahresabsatz beträgt aber im Durchschnitt nur 11 Millionen. Soll man ein Drittel der Baumwollproduktion zur Kleidung für die Armen der Armen verarbeiten lassen? Etwa den Arbeitslosen der ganzen Welt zur Verfügung stellen? Denkt jemand daran? — Es ist einfacher und geht schneller ohne irgendwelche Umstände und Organisationen, jede dritte Furche der großen Baumwollfelder umzupflügen.

Auf dem Gummimarkt sind die Verhältnisse nicht viel anders. Die wachsende Produktion der Eingeborenenpflanzungen hat die normalen Absatzmöglichkeiten verschüttet. Preisabbau? Nein, man wird in Ceylon, Malakka, Java und Sumatra den Anbau um 25% verringern.

Kaffee, dessen Verbrauch über die gesamte Erdoberfläche verbreitet ist, wird in sämtlichen großen Produktionsländern massenweise vernichtet. Man verbrennt die Überernte in Sao Paolo, in Rio de Janeiro schüttet man sie einfach ins Meer.

In Argentinien wird der Weizen streckenweit unterpflügt. In den Vorratskammern der U. S. A. läßt man ihn verfaulen.

In der Zuckerproduktion weicht man von diesen primitiven Erntevernich-